
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 77. Bromberg, den 2. April. 1935

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(3. Fortsetzung.)

„Morgen!“ rufen sie den Männern zu, die da über Wetter, Wind und die schlechten Aussichten reden. — „Morgen! Na — wo wollt ihr denn hin?“ fragen sie, aber die Christians haben keine Zeit. Ach Gott, was haben die es eilig! Sie gehen an Bord, der große löst die Trossen für das Boot, das zu äußerst nach dem offenen Wasser liegt, und damit rudern sie langsam aus dem Hafen, sagen nicht, was sie wollen, so eifrig und neugierig sie auch gefragt werden. Aber man sieht, wohin sie wollen. Gleich nach der Ausfahrt halten sie dicht unter Land, scharf an den Schären vorbei, und verschwinden um die kleine Odde. Weiter draußen halten sie auf das Land zu, und liegen so nahe es geht am Brachfeld. Jawohl — Erik ist auf den Gedanken gekommen. Das Land geht nämlich im Halbkreis nach beiden Seiten von ihrem Feld, kein Wind kann ihnen etwas anhaben, außer dem Nordost und Ost. Jetzt weht die Luft aus Nordwest. Also ist es bei ihnen blickstill. — „Warum sollen wir viel Zeit damit verlieren, die Bahren bis an den Hafen zu schleppen?“ hatte Erik gesagt. „Braak, wollen wir nicht ein Boot holen und die Erde hier lasten? Ich weiß vom Fischen her, daß das Ufer an dieser Stelle sehr steil abfällt.“

Das war eine große Erleichterung, und sie hatten den Plan sofort ausgeführt. Nun liegt Kristens Boot am Land, drei schwere Bohlen nebeneinander gelegt sind ein Steg darauf, und man kann an Bord gehen, wenn die Brücke auch federt und sich biegt wie ein Geigenbogen, und die schöne schwarze Erde in den Lastraum schütten, in dem sonst nur Dorsch und aller ander Fisch gehalten wird. Und wenn der Wind umspringt? Oh, daran soll man nicht denken; dann ist hier verlorenes Spiel.

„Aber, warum soll der Wind auch umspringen?“ fragt Christian, und prophezeit schönes Wetter, kräftigen Nordwest, der langsam in eine Flaute sinken wird, um dann stetig und schwach von Süden wiederzukommen. Mag er recht behalten, es wäre kein Schade!

Der kleine Christian behält recht. Und Eriks Plan war gut. Jetzt können sie in der Sonne stehen, unter dem Brausen und Rauschen des Meeres. Braak und Hanns stechen die Erde aus und schaufeln sie in die Bahren, Erik und Kristen tragen die Bürden an Bord, der kleine Christian sitzt wie eine Maus unten im Lastraum und verteilt die Last, damit das Boot keine Schlagseite bekommt und kentert.

Das ist ein neues Tun — Erde, die noch kein Menschenwerkzeug bearbeitet hat, schwere, saftige Erde, in der das Eis am schmelzen ist, in die Bahren zu schaufeln. Jawohl — Sonne und Luft zwischen ihnen, Schweiß auf den Stirnen, und eine halbnackte Brust dem Leben geboten, das sich so heiß und schön anläßt.

Dann und wann halten sie inne, schauen auf und hinaus übers offene Meer, auf dem die Wellen wandern, schaumgekrönt. Weit draußen steht ein Schatten gegen die Kimmung, grau und verheißungsvoll im Glast der Sonne. Das ist der Holm, das ist die Heimat!

Und der Atem pfeift durch die Brust, das Brachland tieft sich — vielleicht wird das Meer hier einmal eine Bucht ins Land graben. Die Planke biegt sich, der Kutter liegt tiefer und tiefer und raumt in seinem Leib das teuerste Gut —: Erde!

Sie sprechen wenig. Aber wenn — dann lachen sie und bekommen das Leuchten nicht aus den Augen. Die Langschläfer aus der Gemeinde kommen am späten Vormittag und sehen von weitem zu. Sie kommen nicht näher, sie klagen in der Ferne über die harten Zeiten und die Armut und Kärglichkeit dieses Lebens. Um Mittag ist das erste Boot gelastet. Die Männer werfen die Schaufeln hin und verpusten sich. Dann gehen sie aufs Boot und luven es vorsichtig vom Strand. Dicht unter der Küste gehen sie in den Hafen, und dort wird vertäut. Schwer und trächtig liegt Kristens Boot unter den andern. In Braaks Boot, in der Bilsch sind noch ein paar Dorsche. Die werden jetzt geschlachtet. Ah — was die andern für Augen machen. Jawohl — lachen sich die sechs zu, das holt man aus dem Grabe! Zwei Fische nimmt Hanns und drei Braak. Sie wandern zwischen den Häusern schweigsam nach Hause. Die beiden Christians werden bei Hanns Jensen essen, Erik und Kristen bei Braak. Das ist das erstemal, daß sie wieder ins alte Zuhaus kommen.

Andrea ist im Garten und harkt das alte Laub von den keimenden Blumen. Mit ihren alten Händen befreit sie jede Zwiebel von der dunkeln, feuchten Decke. — „Ah, nein doch, Braak, du kommst?“ sagt sie, und geht ihnen entgegen. „Ich sah dich nicht, seit Vater starb!“ — „Ja“, sagt Braak, „ich war hier, aber du fehltest!“ Und ich hatte keine Lust, hineinzugehen, weißt du, es war am Nachmittag.“

„Ja“ — nickt Andrea und versteht schon, welcher Tag gemeint ist.

„Und dann fuhr ich auf den Holm und kam zurück. Wir schlafen auf den Booten, mußt du wissen.“

„Das hörte ich“, sagt Andrea; „aber nein doch, was habt ihr für guten Fisch!“ Und sie lacht und sagt: „Ihr wohnt auf einem guten Lande!“

Man kann schon verstehen, was sie meint. — „Ja“, sagt Braak, „können wir den hier wohl essen? Willst du ihn für uns kochen? Wir haben Hunger!“

„Ich hörte ja, ihr arbeitet so schwer!“ Und Andrea nimmt Kristen den Fisch aus der Hand und läuft ins Haus. „Kommt!“ ruft sie, ruht aus!“ Da gehen sie hinein.

Schon immer hat Braak gern in der Küche gestanden und Andrea zugeschaut, wenn sie das Essen bereitete. So flink wie Andrea arbeitet auch niemand. Es läuft ihr nur so von den Händen. Und jedes Ding betrachtet sie mit glänzenden, frohen Augen, als sei sie allein unter dem weiten Himmel auserwählt, es in die Hände zu bekommen. Kristen und Erik ruhen sich vorn in der Stube aus, und Braak kann auf seinem Schemel am Fenster sitzen und zusehen, wie ihr Essen fertig wird. Grütze und Dorsch, darauf kann man sich

freuen. Die Fuchsien stehen in der Fensterbank, und wie ein kleiner Junge kann er es nicht lassen, die jungen Blüten, die sich in wenigen Tagen entfalten würden, aufzubrechen. Er lacht bei jedem Mal, wenn es „knaps" macht, und Andrea droht mit dem Finger und schilt ihn einen Taugenichts. Er aber lacht sie an und möchte im Augenblick gern zu ihr laufen, zu ihr, die seine Pflegemutter war, und einen Kuß auf ihre Stirn pressen, die so weiß und leuchtend und ohne alle Falten ist.

„Das tatest du schon immer!" sagt Andrea und meint das Verbrechen an den Fuchsien.

„Ja ich weiß, schon immer", sagt Braak und seine Augen werden dunkel.

„Als ich meine erste Fuchsie hatte, tatest du das schon."

„So, so..."

„Und da warst du erst fünf Jahre alt!"

„So? war ich fünf Jahr?"

„Das ist wohl jeder einmal!" sagt Andrea und sieht ihn so still und gut an.

„Ich kann mich nicht erinnern..." — „Du", sagt er nach einer Weile (er sagt „du", denn er will nicht Andrea und will nicht Mutter sagen), „ich werde heute abend zu dir kommen, ja? Wir müssen noch einiges ordnen!"

„Ja komm, es ist mir lieb!" — Wie kummervoll Andrea aussieht!

Glaubt sie vielleicht, sie müsse aus dem Haus gehen? Braak steht auf und geht zu den andern. Die sitzen in der Stube, und es fallen die Worte bröckelnd von den müden Lippen. — „Ich will noch einmal durchs Haus gehen", sagt er. „Das tue du." Braak wandert durch die Zimmer. Im ersten sitzen die Beiden, im zweiten sind die Fenster immer noch weit geöffnet. Andrea hat weißen Sand auf die Dielen gestreut. Gamle Braaks Bett ist geordnet nach seinem Kampf, die Laken sind neu aufgelegt. Braak steht eine Weile still und sieht sich um. Da links, die Tür führt zu Andrea. Er geht nicht hinein, sondern dreht um. Wie er wieder hinausgehen will, bleibt er noch einmal stehen und schaut zu Boden. Stapfen sind im weißen Sand, die waren vorher nicht. So war er wohl der erste, der das Zimmer betrat.

An Erik und Kristen geht er vorbei auf den Boden, in die Kammer, in der er schlief. Die wird er mitnehmen. Dieses Bett, diesen alten Schrank, diesen Schemel. Und sonst nichts? Nein, von den irdischen Gütern nichts. Und doch wird er noch etwas mit sich nehmen! Ein Bett ist leicht; ein Schemel und ein Schrank, alles ist gering, und mühelos zu tragen. Aber eine Sehnsucht mit durch ein Leben zu nehmen, das ist schwer! Sehnsucht ist wie ein Keim, der tief in der vom Frühling erwärmten Erde sprießt. Der Weg zum Licht, in dem er sich entfalten kann und das er erreichen muß, ist lang. Aber dennoch, im Verzehren der Kräfte steigt der Keim hoch und strebt und strebt. Das ist die Sehnsucht.

Eine kleine Bodenkammer war die Erde dafür. Hier konnte man sitzen, im Sommer erdrückt von der Wärme des Daches, im Winter bebend unter Frostschauern, aber von hier ging ein Weg zum offenen Meer! Von hier sah man die tote Ebene der Flaute und den wilden, stolzen Zug der Sturmwellen, hier wogten die Dünungen herein wie ein Atemzug des Meeres, hier schlief eine Herbstnacht den Schlummer, und ein Frühlingsmorgen feierte seinen Aufruhr. Und hier war die Wurzel zu einer Sehnsucht, für die es unter Menschen noch keinen Namen gab. Ihr Licht war das offene Meer!

Unten ruft Andrea zum Essen, und Braak wacht auf und geht hinunter. Sie stürzen sich über die Mahlzeit her und sagen kein Wort. „Ach", sagten sie beim Aufstehen, „das tut gut. Man kann jetzt noch einmal so gut arbeiten!" Langsam gehen sie wieder zum Hafen. Hanns und die Christians sind mit dem zweiten Boot schon fort, und sie können umdrehen und zum Brachfeld gehen, wo die andern eben gerade das Boot vertäuen und die Planken legen.

„Alle drei Boote heute?" ruft Hanns lachend. Und Braak nickt. „Wir wollen heute nacht segeln", sagt er, „weil Christian recht behält." Das will getan werden: drei Boote an einem Tag zu lasten. Wer einmal Erde trug in schweren Bahren, weiß, was für Schwielen und Wunden es gibt.

Aber wie es dämmern will, sind sie fertig. Sie packen Schaufeln und Planken auf das dritte Boot und stoßen ab. Der kleine Christian soll das Großsegel setzen, aber er bekommt die Schoot kaum straff. „Na, Christian, du mit den Hundert-Kronen-Muskeln nicht einmal!?" sagt Braak, und will ihm helfen. Christian lächelt mühsam.

„Was?" schreit er plötzlich. „Ich tue ja nur so!" Und seine Hände fliegen herauf, er hängt sich in die Schoot, und knarrend geht die Klaue am Mast hoch. Dreimal muß er hochspringen, dann ist das Segel gesetzt, und er kann belegen.

„Christian, du mußt schwerer werden, dann geht es schneller!" sagt der große Christian. Der Kleine antwortet nicht. Will er böse sein? Der Große weiß es nicht genau; aber er geht hin zu ihm und muß ihm plötzlich auf die Schulter klopfen. Er sieht es ihm an — die andern auch, daß Christian sich bläht und allen vergnügt zulächelt, wenn es auch noch so schwer fällt. Der Wind ist mächtig im Flauen, und sie treiben ganz langsam an der Küste entlang. In den Hafen hinein müssen sie rudern. Aber dann ist das schwere Tagewerk auch geschafft. Sie vertäuen lose, legen die Segel klar und sagen sich nur noch, wieviel Proviant sie mitnehmen wollen. Die Sonne ist untergegangen, und das Flautenmeer lieg wie ein großer Spiegel unter dem Licht des grauenden Abends. Bald wird der Mond aufgehen, und in seiner Straße wollen sie fahren. Bis dahin ist Zeit. Zeit zu essen, Zeit zu schlafen, Zeit, um zu Andrea zu gehen, Andrea in Vaters Haus.

Milliarden Uhren schlagen in der Nacht, Milliarden leise Hände pochen an schwere Türen. So schlägt das Schmelzwasser von Bäumen und Dächern. „Tropp", sagt es und fällt Braak auf den Kopf, „tropp", sagt es, und ein Tropfen schlägt irgendwo auf die Erde. Die Finsternis verhüllt den Reichtum dessen, was an die Erde will. Tropp, tropp, das ist am Ende ein leises Rauschen, unter den stillstehenden Wolken, über dem leise brausenden Meer. Oben bei Andrea im Fenster brennt ein einsames Licht. Seit Jahrzehnten steht es dort schon. Andrea zündete es an als Andreas aus Indien nicht wiederkam.

Manch einer hat es ihr gedankt, wenn er dies Licht sah, manch einer, der an diese Küste kam. Andrea spricht darüber nicht.

„Guten Abend!" sagt er, als er durch die Gartenpforte kommt.

„Du wartest?"

„Ich hörte dich kommen", sagt Andrea und zieht ihr dunkles Schultertuch dichter, daß sie noch weniger zu sehen ist.

„Es ist kalt", meint er wieder. „Du solltest des Abends nicht vor der Tür stehen."

„Ich kam eben erst heraus. Ich habe etwas zu essen für dich. Du wirst doch Hunger haben!"

„Daß du daran dachtest..."

„Habe ich nicht immer für den Hunger gesorgt?" sagt sie, und geht schnell vor ihm ins Haus. Ja, ein gedeckter Tisch! Braak sieht ihn an und muß sich über seine Verwunderung wundern. Da kommt Andrea schon wieder leise ins Zimmer und trägt einen dampfenden Tee herein. Und dann setzen sie sich. Er ißt, und sie sitzt ihm gegenüber und sieht ihn lächelnd an. Weiß Gott, was sie sich denkt. Zum Schluß lehnt er sich zurück, schließt die Augen und streckt sich behaglich.

„Sieh", sagt er, „ich darf nicht zu oft kommen, sonst gefällt es mir draußen nicht mehr. Du hast es schön hier, Andrea..."

„Ja..." und sie hört plötzlich auf. Man weiß nicht, was sie verschwieg. Gleich darauf geht sie wieder hinaus und räumt schnell ab. Einmal aber muß sie ja wiederkommen. Da sitzt Braak schon im Stuhl am Fenster, neben dem ewigen Licht, und lächelt ihr zu.

„Wir segeln heute nacht", sagt er langsam. Sie sieht ihn nur groß an.

„Andrea, es ist wegen des Hauses", beginnt er plötzlich wieder.

„Ja — wegen des Hauses", meint Andrea leise.

„Ist es dir recht, wenn ich mir das Bett, den Schrank und den Schemel aus meiner Kammer nehme?"

„Ob es mir recht ist? Darüber habe ich doch nichts zu sagen."

„Ja ich meinte, du solltest mit allem jetzt hier leben — solange es dir paßt —; ja, das meinte ich." Andrea schweigt

„Verstehst du?" muß er fragen, „alles gehört dir!"

„Ja, ja", nickt sie, und er sieht sie plötzlich weinen; „ich danke dir, daß du so für mich sorgst!"

„Ach!" sagt er unwirsch und springt auf, „das ist doch gar nichts!" Sie ist zusammengefahren bei seiner Heftigkeit und sieht ihn erschrocken an.

„Nein, nein", sagt er leise, und muß zu ihr hingehen und mit seiner harten Hand über ihre weiße Stirn streichen. — „Nein, du, Vater würde es nicht anders gemacht haben, sei nur still, und hab' es schön hier. Ich komme zu dir, wenn ich irgend kann!" Sie nickt wortlos. So bleiben sie lange Zeit. Andrea sitzt im Licht am Fenster, und er steht neben ihr und hat seine Hand über ihre Stirn gelegt. „Andrea", sagt er zuletzt, „hast du eigentlich Mutter einmal gesehen?" Sie sieht auf. „Nein, niemals!" flüstert sie. „Warum denkst du daran?" „Ich dachte manchmal daran. Einer muß sie doch gekannt haben." „Nein —", sagt Andrea, und das Wort klingt so lang.

(Fortsetzung folgt.)

Angeklagt der möblierte Herr Schopenhauer . . .

Eine wahre Geschichte, erzählt von **Erich Muschalla.**

Es dürfte ein in der Geschichte der Philosophie seltener Fall sein, daß ein Philosoph wegen tätlicher Beleidigung einer Frau vor Gericht gestellt und verurteilt wird. Dieses Mißgeschick widerfuhr dem dreiunddreißigjährigen Arthur Schopenhauer, dem damals eben erst neubestallten Dozenten an der Berliner Universität. Die widrigen Begleitumstände dieses peinlichen Prozesses waren nicht geeignet, Schopenhauers Einstellung der Weiblichkeit gegenüber eine freundliche Note zu geben.

Der Philosoph bewohnte zu jener Zeit möblierte Räume auf der Niederlagsstraße, ein Schlaf- und ein Studierzimmer. Er hatte mit der Wirtin, der Witwe Becker, fest ausgemacht, niemand dürfe sich in dem Vorraum seiner Wohnung aufhalten, eine Vorsichtsmaßregel, deren Sinn sich nur zu bald erweisen sollte. Eines Tages kam Schopenhauer nach kurzer Abwesenheit in die Wohnung zurück und fand zu seiner großen Überraschung das Hausmädchen mit zwei anderen weiblichen Personen im Vorraum sitzend, und zwar in einer angeregten Unterhaltung begriffen. Schopenhauer wollte nun die drei Frauen durch die Wirtin herausweisen lassen; da Frau Becker aber nicht zu Hause war, forderte er selber die aufgescheuchten Mädchen zum Verlassen des Raumes auf und berief sich dabei auf seine Abmachungen mit der Wirtin. Zwei der Frauen verschwanden auch schleunigst, nur die siebenundvierzig Jahre alte Näherin Luise Marquet ließ sich nicht bewegen, das Feld zu räumen; sie gab ihrer Meinung Ausdruck, als honette Person brauche sie einer so barschen Aufforderung nicht nachzukommen.

Schopenhauer bedeutete ihr, daß er sie nicht mehr zu sehen wünschte, sobald er wieder aus dem Zimmer herauskäme, und ging in seine Wohnung. So wie er war, mit Hut und Stock, kam er dann bald wieder heraus, und da Luise Marquet noch immer im Vorraum saß, drohte er ihr an, er werde sie mit Gewalt hinaussetzen, wenn sie nun nicht endlich von selber ginge. Vielleicht traute das alte Fräulein einem preußischen Universitätsprofessor einen solchen Akt der Gewaltanwendung nicht zu, jedenfalls blieb sie sitzen und sah der weiteren Entwicklung der Dinge womöglich mit einer gewissen Sensationslust entgegen. Sie brauchte nicht lange zu warten. Nach seiner eigenen Darlegung faßte Schopenhauer, „wie es zweckmäßig war", die widerspenstige Frauensperson um den Leib, schleppte sie trotz heftigen Sträubens aus dem Vorraum und warf ihre zurückgelassenen Sachen nach. Aber wie eine Megäre stürmte die Frau noch einmal zurück, so daß sich Schopenhauer genötigt sah, den gewaltsamen Herauswurf zu wiederholen. Diesmal aber kam sie zu Fall und schrie mörderisch. Schopenhauer freilich meinte, sie habe sich absichtlich zu Boden gleiten lassen, um nach Weiberart recht viel klagen zu können, nachdem das gesamte Haus alarmiert war.

Am Tage darauf, dem 13. August 1821, reichte Fräulein Marquet gegen Schopenhauer die Beleidigungsklage ein, wobei sie angab, der Beklagte habe ihr die Haube abgerissen, sie mit beiden Hände am Hals gewürgt, sie mit Füßen getreten und mit der Faust geschlagen, bis sie ohnmächtig geworden sei. Auch habe er sie als „Luder" beschimpft. Die Klägerin fügte ein ärztliches Zeugnis bei, durch das eine abgerissene Warze und einige blaue Flecke sowie beschleunigter Pulsschlag bescheinigt wurden. Schopenhauer bestritt diese Darstellung, auch den Zusammenhang zwischen den blauen Flecken und seinem Vorgehen. Nur das Wort „Luder" gab er zu und verlangte, deswegen bestraft zu werden. Selbst wenn das Gericht annehmen wollte, meinte er, daß die blauen Flecke durch ihn verursacht seien, könne er nur sagen, die Klägerin habe sich alles selber zuzuschreiben, denn „solchen kleinen Verletzungen setzt man sich natürlich aus, wenn man da, wo man nichts zu suchen hat, sich unnütz macht und fremder Herren Türen umlagert hält mit solcher Hartnäckigkeit, daß man mit Gewalt weggeschoben werden muß und dann noch dieser rechtmäßigen Gewalt eine unrechtmäßige entgegensetzt". Wegen des behaupteten beschleunigten Pulses und des allgemeinen Unwohlseins lächelte der Philosoph nur, denn er meinte ja die Weiber genügend zu kennen. „Der beschleunigte Puls mag eine Folge des Ärgers bei gekränkter weiblicher Eitelkeit gewesen sein", schrieb er in seiner Rechtfertigungsschrift, und das Übelbefinden solle man bloß nicht tragisch nehmen, „da bekanntlich das weibliche Geschlecht gar häufig in kränklichem Zustande ist und ganz besonders, wenn es will".

Das Urteil erging erst nach sechs Monaten. Durch den Spruch des Hausvogteigerichts wurde Fräulein Marquet mit ihrer Klage abgewiesen, weil Schopenhauer berechtigt war, eine widerrechtlich in den Vorraum eingedrungene Frau herauszusetzen, nachdem sie nicht freiwillig gehen wollte. Sogar die abgerissene Warze und die blauen Flecke wurden dabei als unausbleibliche Begleiterscheinungen berechtigter Gewaltanwendung hingestellt. Fräulein Marquet legte jedoch Berufung ein, und das Revisionsgericht verurteilte dann Schopenhauer wegen „geringer, ohne merkliche Beschädigung abgelaufener Realinjurien" zu zwanzig Talern Geldstrafe.

Durch diesen Erfolg ermutigt, reichte Fräulein Marquet beim Kammergericht eine Klage auf Schadengutmachung ein, durch die außer Arztkosten auch eine regelmäßige Monatsrente von fünf Talern verlangt wurde. Schopenhauer war inzwischen auf eine Auslandsreise gegangen und kehrte erst nach vier Jahren nach Berlin zurück. Einige Monate vorher hatte das Kammergericht bereits zu Gunsten der Klägerin entschieden: Schopenhauer sollte ihr einundvierzig Taler Auslagen ersetzen und ihr eine Vierteljahrsrente von fünfzehn Talern so lange zahlen, bis das inzwischen festgestellte Gebrechen — Zittern des Armes — wieder verschwunden sei. Schopenhauer befürchtete nicht ohne Grund, daß er von dieser Rentenzahlung zu Lebzeiten der Klägerin nicht mehr loskommen würde, da, wie er sagte, „sie wohl so klug sein wird, das Zittern des Armes nicht einzustellen".

Er sollte recht behalten. Zwar hob das Berufungsgericht die Verpflichtung zur Rentenzahlung auf, aber das von der Klägerin angerufene Obertribunal stellte den ursprünglichen Spruch wieder her, und so erhob Fräulein Marquet am Beginn jedes Quartals mit zitterndem Arm diabolisch lächelnd bei dem Philosophen ihre Rente...

Es ist fraglich, ob der möblierte Herr Schopenhauer sein Vorzimmer gewaltsam von einem widerspenstigen Weibsbild gesäubert haben würde, hätte er gewußt, wie teuer ihm diese Handlung zu stehen kommen sollte. Fräulein Marquet lebte nämlich mit ihrem zitternden Arm noch zwanzig Jahre lang, und zwei volle Jahrzehnte hindurch strich sie pünktlich den Tribut des Philosophen ein. Vielleicht ist sie mit schuld daran, daß Schopenhauer seine geringschätzige Meinung über die Frauen bis an sein Lebensende beibehalten hat.

Aberglaube.

Humoreske von Karl Hohmeyer.

Es gibt ja dicke Wälzer, Lexika und Handwörterbücher über den Aberglauben, und sie sind zweifellos aufs beste geeignet, die umschattete Menschheit aufzuklären... Trotzdem, sie seien hier nicht herangezogen, ich will nur die Geschichte von der Hochzeit meiner Base Ilse erzählen oder von der Hochzeit ihres Gatten Guido... es kommt auf dasselbe heraus.

Sie waren beide sehr modern und über alle Vorurteile erhaben, er, der Rundfunktechniker, und sie, die langjährige Sekretärin des großen Frauenverbandes. Modern ist schon gar kein Ausdruck mehr: mit allen Wassern der Wissenschaft und des Fortschrittes gewaschen, übermorgig, weise — ja, so waren sie, und Aberglauben gab's bei ihnen nicht. Weil die gute Tante Rosine damals das Trinkglas mit der eben herausgesprungenen Ecke wieder sorgsam in den Schrank gestellt hatte, Scherben bringen doch Glück bekanntlich, und den Rest des Glases wollte sie zu Ilses Hochzeit in Scherben verwandeln — darum ist alles so gekommen, wie ich' hier erzähle, bloß wegen des dummen Aberglaubens.

„Aberglauben gibt's bei uns nicht!" hatte Ilse damals erbost die Tante angefahren, und weil der altgediente Familienschutzgeist um der glücklichen Zukunft der jungen Leute willen einen sanften Widerspruch wagte, steigerte sich Base Ilse in eine gewaltige Abwehr- und Aufkläraktion hinein. Ihre Hochzeit würde ohne Aberglauben stattfinden, turmhoch überlegen allen verwandtschaftlichen Simpeleien, sie würde es durch die Tat beweisen, daß man ohne Scherben und „Unberufen" und vierblätterige Kleeblätter glücklich werden konnte. Ohne das alles, ja selbst mit ganz furchtbaren Zeichen, mit Tischecken, mit schwarzen Katern und Unglücksdaten.

Die nächste Maßnahme war also, die Hochzeit um volle vier Monate zu verschieben; denn es ließ sich nicht eher ein Freitag finden, der auf den Dreizehnten fiel. Onkel Adrian und Tante Emma wurden ausgeladen, so daß genau dreizehn Personen zur Hochzeitstafel kamen. Die Köchin und der Tageskellner mußten sich vertraglich verpflichten, die geringste Verletzung eines Geschirrstückes mit zehn Mark Abgabe für einen wohltätigen Zweck zu büßen. Dann werden sie sich's überlegen, Scherben zu machen, rechnete sich Ilse aus. Und alles klappte bis auf den schwarzen Kater; die Braut wollte an ihrem Ehrentag unbedingt einem schwarzen Kater begegnen, um das Unglück vollends herauszufordern... Es muß gesagt sein, daß Guido sich als folgsamer Eheanwärter zeigte. Er setzte eine Anzeige in die Zeitung, er telephonierte stundenlang mit dem Verein der Katzenfreunde, mit dem Zoo, mit der Abdeckerei — umsonst, es war (Zufall oder Bestimmung?) nicht der kleinste schwarze Katerschwanz aufzutreiben. Ilse zürnte bei diesem Bescheid. „Kein schwarzer Kater in der ganzen Stadt? Wollt ihr mir das Unglückstier vielleicht vorenthalten? Du fürchtest dich? Du bist wohl abergläubisch?"

Nein, Guido traute sich natürlich nicht, abergläubisch zu sein. Und Ilse wurde schließlich auch versöhnt. Die Hochzeit fand statt. Dreizehn Menschen saßen an der Tafel, die Brautleute selbst an zwei Ecken des Tisches... Dann bekomme man eine böse Schwiegermutter, sagen die ungebildeten Leute und Ilse wollte es ihnen schon zeigen. Sie hatte kein weißes Brautkleid an, sondern war im letzten Augenblick, ehe eine Tante das verhindern konnte, in tiefes Schwarz geschlüpft und hatte sich nach den amtlichen Trauzermonien höhnisch einen Brennesselkranz auf das Haupt gedrückt. Schwarzumflorte Kerzen flackerten auf der Tafel, und die Brautleute standen unter der Tür, um jeden Gast auf der Schwelle zu begrüßen, ein altes Hutzelweibchen, das mit dem Auftrag zu gratulieren versehen war, zuerst... Wer nicht sehr weise und gebildet war, hätte das ganze für eine Art negativen Aberglaubens halten können.

Gegen drei Uhr mittags kam der Hausmeister gratulieren. Man hörte seine Stimme im Vorplatz, da sprang Ilse schon hastig auf, ihm entgegenzulaufen. Er sollte und mußte auf der Schwelle begrüßt werden — gerade und erst recht! Sie rannte, ihre Schleppe verwickelte sich am Tischbein, und die Braut kam zu Fall. Mit einem Stöhnen knackte sie noch tiefer zusammen, als sie aufstehen wollte. Der Knöchel war verstaucht, man trug Ilse aufs Bett. Verstimmt saßen die anderen an der Tafel beisammen.

Guido beruhigte die Gäste nach Möglichkeit und ging dann, sich nach Ilses Befinden zu erkundigen. Teilnehmend saß er auf dem Bettrand und sprach ihr tröstend zu. Sie schluchzte mit dem Gefühl, einen Feldzug verloren zu haben, heftig in sich hinein. „Nur weil der schwarze Kater nicht besorgt wurde! Sonst wäre alles gut gegangen... Aber du kannst einem auch keinen Gefallen tun!!"

Ja, Ilse ist wirklich nicht abergläubisch.



Bunte Chronik



Das fette Gehirn.

Die Beantwortung der Frage, aus welchen Stoffen unser Gehirn besteht, kann weitester Aufmerksamkeit bei allen Menschen gewiß sein. Daher verdienen die Forschungen von Professor Dr. E. Klenk in Tübingen allgemeines Interesse. Der Gelehrte hat sich seit einem Jahrzehnt auf diesem Gebiete betätigt. Vor allem widmete er sich der Untersuchung der Fettsäuren, die sich in diesem wichtigen Organ befinden. Das Gehirn zeichnet sich nämlich vor allen anderen Teilen unseres Körpers dadurch aus, daß es erhebliche Mengen fettartiger Substanzen aufweist. Doch unterscheiden sich diese von den gewöhnlichen Fetten unseres Organismus teils durch ihren Phosphor-, teils durch ihren Zuckergehalt. Die Untersuchungen von Professor Klenk haben nun ein Ergebnis gezeitigt, das auf nahe Zusammenhänge zwischen den einzelnen Hauptgruppen der untersuchten Fettsäuren im Stoffwechsel schließen läßt. Für eine Gruppe der phosphorhaltigen Fettstoffe, der Lezithine und Kephaline, stellte sich nämlich hinsichtlich der darin enthaltenen Fettsäuren weitgehende Übereinstimmung mit den fetten Ölen der Seefische heraus, also mit dem Lebertran. Letztere unterscheiden sich jedoch in wesentlichen Punkten von dem Fett, das die Warmblüter aufsammeln. Die Untersuchungen versprechen wertvolle Aufschlüsse zu liefern. Ob wir nun erfahren werden, wie wir unser Gehirn möglichst leistungsfähig machen können?



Lustige Ecke



Dialog in der Droschke.

„Donnerwetter, das Pferd geht aber noch einen ganz hübschen Trab für sein Alter. Hätte gar nicht gedacht, daß es noch so laufen kann."

„Lieber Herr, erstens ist das Pferd noch jarnich so alt, und zweitens kann es auch janz langsam laufen. Aber det macht es bloß bei janz feine Leute."

*

Zurechtgewiesen.

„Hier sehen Sie das größte Weltwunder, meine Damen und Herren, Elvira, die Bezaubernde. Barnum hatte keine größere Attraktion. Elvira war sieben Jahre verheiratet und hatte ihrem Manne niemals widersprochen."

Da regt sich Elvira:

„Daß du immer gleich übertreiben mußt, Johannes", sagt sie.

*

Antwort.

„So kann man unmöglich einen Sterbenden spielen. Immer naturgetreu, mein Lieber, immer naturgetreu."

„Entschuldigen Sie, Herr Regisseur, aber ich bin noch niemals gestorben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.